„Ein Dirigent allein klingt nicht“

Seit Thomas Hengelbrock das NDR Sinfonieorchester übernommen hat, gibt es aus Hamburgs Klassikszene auch wieder positive Nachrichten.

VON DAGMAR PENZLIN

„In 100 Jahren wird hoffentlich ganz anders musiziert werden.“

Ein frischer Wind weht durch das klassische Musikleben von Hamburg. Seit Saisonbeginn mischt Thomas Hengelbrock als Chefdirigent des NDR Sinfonieorchesters mit neuen Ideen den Routine-Betrieb auf. Und plötzlich geht vieles: in Abo-Konzerten, fernab von Dienstplänen.
Zu unserem Treffen kommt der Mittfünfziger – etwas untypisch für einen Chefdirigenten – mit der U-Bahn. Hengelbrock herzt seine Mitarbeiterinnen nach Ankunft in seinem Büro, bevor der Fast-zwei-Meter-Mann es sich in einem Ledersessel bequem macht.

crescendo: Herr Hengelbrock, seit Ihrem Amtsantritt werden sie von den lokalen Medien, dem Publikum und vom Sinfonieorchester selbst gelobt. Wie erklären Sie sich diese Euphorie?
Thomas Hengelbrock: Erklären kann ich Ihnen das nicht, denn ich mache eigentlich nichts anders als zuvor. Es mag der Tatsache geschuldet sein, dass die Dinge, die ich in der freien Szene gemacht habe, hier bisher nicht selbstverständlich waren. Also wenn man in einer Abo-Reihe mit frischem Mut und Begeisterung zu Werke geht, ist das vielleicht doch noch außergewöhnlich. Wichtig ist mir, dass wir – die Musiker und ich – gemeinsam arbeiten. Nur so kann ein Stück optimal aufgeführt werden. Das heißt aber auch, wenn ich die Musiker nicht erreiche, ist alles hinfällig. Ein Dirigent allein klingt nicht.
Ihr Antrittskonzert war ganz programmatisch mit einem Cole-Porter-Zitat überschrieben: „Anything goes“ – „Alles ist möglich“. Dem entsprechend kombinieren Sie in vielen Konzerten dieser Saison Kompositionen aus verschiedenen Epochen und Stilen: Barockes trifft auf Spätromantik oder Allerneuestes. Warum verlangen Sie dieses stilistische Spektrum?
Ich bin fest davon überzeugt, dass die gegenwärtig spielenden Orchester erst zu heutigen Orchestern werden müssen. Das geht nicht an, dass wir nur das Repertoire des 19. und aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts spielen. Irgendwann ist das abgespielt. Landauf, landab gibt es sehr viele Doubletten, manche Dirigenten

THOMAS HENGELBROCK

Thomas Hengelbrock (*9. Juni 1958 in Wilhelmshaven) hat sich zunächst als Alte-Musik-Experte einen Namen gemacht: In den 80er-Jahren hat der ausgebildete Geiger Spezialensembles gegründet – bis heute leitet er den Balthasar-Neumann-Chor und das Balthasar-Neumann-Ensemble. Parallel dazu entwickelte der Fußball-Fan sein Profil als Dirigent weiter und überrascht immer wieder mit eigenem Zugriff auf Kompositionen.

ÜBER SEINE NEUE CD

„Die Idee war ein Programm zu machen, das in die Herzkammern der deutschen Romantik hineinlauscht. Diese Epoche ist nur zu verstehen aus der Nacht-Metapher heraus: die Nacht eben als Reaktion auf die Helligkeit der Aufklärung – alle Lebensbereiche wurden da ausgeleuchtet. Die typisch deutsche Romantik wollte das aufklärerische Gedankengut wieder verdunkeln. Wir haben so unendlich schöne Musik und Poesie aus dieser Zeit. Auf der CD beginnen wir in der Nacht, versuchen über den Morgen in den Tag hineinzuleuchten, um dann wieder in der Nacht zu verschwinden."

„Nachtwache": A cappella-Chorwerke der Romantik, Johanna Wokalek (Rezitation), Balthasar-Neumann-Chor, Thomas Hengelbrock (deutsche harmonia mundi)

wiederholen sich ständig. Ich habe nichts dagegen, dass wir auch in Hamburg unseren Beethoven, Brahms und Bruckner pflegen. Und unseren Mahler natürlich. Aber ich finde es absolut notwendig, dass wir unsere stilistischen Fertigkeiten so verfeinern, dass wir Musik aus vier Jahrhunderten spielen können. Das ist fürs Publikum auch ganz spannend. Und es verortet unsere gegenwärtige Musik viel, viel besser. Es schult, erweitert den Horizont und erhöht schlichtweg das Vergnügen.

Die Orchestermitglieder greifen jetzt sogar zu Barockbögen. Wie wecken Sie die Experimentierlust?

Mein Ansatzpunkt ist der einzelne Musiker, die einzelne Musikerin und nicht das Instrumentarium. Ich erkläre natürlich, welche Möglichkeiten es gibt, worauf man achten muss, stelle es dann aber den Musikern frei, damit zu experimentieren und einen eigenen Weg zu finden.

Ich habe gehört, dass die Musiker sich sogar außerhalb des Dienstplans treffen, um zu experimentieren. Nicht gerade üblich.

Nein, das ist gar nicht üblich, aber warum eigentlich nicht? Es ist doch Quatsch, das nicht zu tun. Treffen wir uns einfach mal an einem Sonnabend sechs Stunden und probieren Sachen aus. Das ist doch herrlich!

Hengelbrocks Enthusiasmus ist ansteckend. Am Ende unseres Gesprächs wird er sich noch über seinen Schreibtisch beugen, auf dem eine neue Partitur von Jörg Widmann liegt: „Teufel Amor" – ein Stück, das der NDR-Chefdirigent mit seinem Orchester bald spielt. Begeistert wird er auf die Noten tippen. „Schauen Sie mal hier: die allerhöchste Lage der Violinen noch oktaviert. Oder hier: fünffaches Piano. Oder da soll es ‚schwer dröhnend' klingen. So viele Zeichen – da lernt man pro Tag gerade eine Seite." *Und Hengelbrock wird lachen. Ein Lachen, das alle Mühen in etwas Freudiges verwandeln kann.*

Als einer der Hauptakteure in der Freien-Ensemble-Szene haben Sie früher Institutionen wie das NDR Sinfonieorchester kritisiert und „Musikbeamtentum" diagnostiziert. Warum stimmt jetzt offenbar die Chemie zwischen Ihnen und den NDR-Musikern?

Ich glaube, es hat sich viel verändert. Es sind auch Musiker hier aus dem NDR zu mir gekommen und haben gesagt: „Vor zehn oder fünfzehn Jahren wäre das mit uns nicht möglich gewesen – wir waren noch nicht soweit." Das gilt für mich persönlich genauso. Vor zehn Jahren war ich noch nicht so locker im Umsetzen meiner Ideen, so unverkrampft. Ich habe natürlich ganz konkrete Vorstellungen, aber wenn ich die zu radikal einfordere, dann ist immer die Gefahr da, dass man den Bogen überspannt. Man muss immer akzeptieren, dass es die Musiker sind, die spielen.

Sie bezeichnen sich selbst als „protestantischen Arbeiter", der sich sehr genau vorbereitet. Was gehört für Sie dazu?

Der Prozess der musikalischen Meinungsbildung für mich selbst ist ja völlig losgelöst von der kurzen Zeit, die ich mit einem Orchester probe. Dieser Prozess läuft ununterbrochen. Ich nehme alles auf, was mich umgibt in meinem Leben. Nicht nur musikwissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch ganz vitale Lebenserfahrungen, die dann mein Musizieren beeinflussen. Etwa, wenn man bei sich selbst eine psychische Blockade gelöst hat und freier musizieren kann. Diesen Prozess zu beschreiben ist ungeheuer schwer, weil es ein Arbeiten in mehreren Schichten ist. Da gehört das Lesen dazu, das Studieren, das Hören, das Diskutieren mit Freunden und Kollegen, aber auch mal zwei Wochen keinen Laut Musik an mein Ohr dringen zu lassen.

Wenn man sich vorstellt, dass plötzlich alle Angaben zu existierenden Musikaufnahmen verschwunden wären – woran würden Hörer in 100 Jahren Ihre Aufnahmen erkennen?

Es wird in 100 Jahren hoffentlich ganz anders musiziert werden. Was wir gemacht haben, gilt dann sicherlich als „old fashioned". Wie auch immer: Ich suche immer nach dieser Balance von Herz und Hirn. Ich versuche, Musik strukturell zu erkennen und darzubieten, aber das Ganze dann auch zu beseelen, zu beatmen.

Sie sind ein politisch denkender Mensch, haben in den 80er-Jahren zum Beispiel auch an Anti-Atom-Demonstrationen mitgewirkt, sie sogar mitorganisiert. Mit welchen Gedanken verfolgen Sie die aktuellen kulturpolitischen Debatten – Stichwort „Kulturinfarkt"?

Grundsätzlich finde ich Debatten wichtig – sie sollten nur solide und profund in der Argumentation verlaufen. Was wir Musiker und Künstler selbst konkret machen können, sind zwei Dinge: Die Nachwuchsarbeit und das Gewinnen von jungem Publikum sehr ernst zu nehmen – da ist in den vergangenen zehn Jahren aber auch enorm viel passiert. Zugleich darf Kunst nicht unter dem Diktat der Nachwuchsförderung leiden. Kunst, auch Musik, ist radikal. Ich rufe das auch meinen Musikern zu: „Wir sind Künstler, spielt! Zeigt, dass Ihr Künstler seid!" Dann liefert man eben auch Interpretationen ab, die nicht immer gleich verstanden werden. Der öffentliche Finanzdruck führt oft dazu, dass Künstler in eine defensive Position gedrängt werden. Das kommt für mich gar nicht in Frage. Da bin ich zu sehr Mittelstürmer. ■

Foto: Philipp von Hessen/NDR